

Zum Wilden Mann

Wo er auftritt, herrscht Ausnahmezustand: Burg-Star Nicholas Ofczarek ist Wiens gefährlichster Schauspieler

von WOLFGANG KRALICEK | aus [FALTER 14/13](#)

Könnte man die Schauspielerei mit der Stoppuhr messen, wäre Nicholas Ofczarek der Marcel Hirscher unter den Schauspielern. Die beiden Stars haben jedenfalls einiges gemeinsam.

Wie Hirschers holländische Mama stammt auch Ofczareks Mutter aus einer flachen Gegend (sie ist Irin, daher der englische Vorname Nicholas), und wie der Skifahrer ist auch der Schauspieler ein Frühstarter. Bereits mit 23 war Ofczarek am Burgtheater engagiert, schon mit 39 spielte er auf dem Salzburger Domplatz den Jedermann. In Österreich zählt das mindestens so viel wie eine Goldmedaille.

Zuletzt hat der inzwischen 41-jährige Ofczarek auch im Fernsehen Furore gemacht. In der Satireserie „Wir Staatskünstler“ hatte er mit seiner Niko-Pelinka-Parodie stets das letzte Wort. Ein Gerücht besagt, dass sich der Schauspieler unter einem Vorwand mit dem Nachwuchs-Spindoctor getroffen haben soll, um ihn heimlich zu studieren.

Ofczarek dementiert. „Ich habe ihn zwar zufällig einmal kurz getroffen, aber das Angebot, ihn zu spielen, kam erst Wochen später. Außerdem kann ich in fünf Minuten niemanden studieren. Ich habe mir einfach die großen Augen genommen und diesen leicht nach vorne geschobenen Unterkiefer, den ich mit Pelinka gemeinsam habe.“

In David Schalkos Waldviertel-Saga „Braunschlag“ spielte Ofczarek, der in der Gegend selbst einen Zweitwohnsitz hat, als daueralkoholisierter Discobesitzer eine tragende Rolle. „So gut blöd dreinschauen kann kaum einer“, lobte die Süddeutsche Zeitung seine Performance.

Der nächste Höhepunkt steht unmittelbar bevor: Am 6. April hat im Burgtheater „Liliom“ Premiere, Ofczarek spielt die Titelrolle. Franz Molnárs „Vorstadtlegende“, die Übersetzer Alfred Polgar von Budapest nach Wien transponierte, ist eines der populärsten Stücke der Stadt und steht alle paar Jahre irgendwo auf dem Spielplan. Zuletzt war es 2010 am Volkstheater zu sehen – den Liliom spielte damals übrigens Ofczareks „Braunschlag“-Buddy Robert Palfrader.

Kurz vor einer Premiere redet Nicholas Ofczarek ungern über die Figur, an der er gerade arbeitet. Während der Proben komme er jedes Mal an einen Punkt, an dem er „ansteht“, gesteht er beim Gespräch im Raucherbereich (seine Marke: Marlboro rot) eines Josefstädter Cafés. „Das Proben ist ein qualvoller Prozess. Man fängt immer wieder bei null an. Und das hört, glaube ich, nie auf.“ Im Übrigen wisse er gar nicht, was das sein soll: eine Figur. „Wie spielen Sie das? Weiß ich nicht! Man spielt Situationen miteinander, daraus ergeben sich Figuren.“

„Liliom“ erzählt die märchenhafte Geschichte eines gewaltbereiten Praterstrizzis, der auch seine Frau schlägt und nach einem missglückten Überfall Selbstmord begeht. Jahre später darf

er noch einmal zurück auf die Erde, um seine Tochter zu sehen – und wieder kommt ihm die Hand aus. Doch wundersamerweise verspürt das Mädchen keinen Schmerz. „Auf den ersten Blick denkt man: Ja, eh lieb“, sagt Ofczarek. „Aber je mehr man sich mit dem Stück beschäftigt, umso verrätlicher wird es. Das ist immens durchdacht von dem Molnár!“

„**Niki denkt viel, manchmal zu viel**, über jede einzelne Zeile“, schrieb die Regisseurin Karin Beier einmal über Ofczarek. „Man kann sich auch in den Wahnsinn denken“, bestätigt er. Allerdings reflektiere er das, was er da tut, eher im Nachhinein. Erst spielen, dann denken!

Nach der Schauspielschule – er besuchte das Konservatorium – war Ofczarek unter anderem Mitglied in einer Theatersporttruppe, die einmal in der Woche im Kabarettlokal Kulisse auftrat. Bei dieser improvisierten Theaterform wissen die Spieler nicht, was als Nächstes passiert. „Da lernst du, das Hirn auszuschalten und auf die inneren Instinkte zu vertrauen.“

Sein damaliger „Trainer“, der Regisseur Erhard Pauer, erinnert sich, dass Ofczarek beim Theatersport relativ schnell das Wesentliche kapierte: „Er hatte keine Angst vor dem Scheitern. Und eines war auch klar: Das ist ein Komödiant, ein Spielviech, der spielt einfach gern.“

Der Schauspieler Ofczarek hat tatsächlich etwas Animalisches an sich. Wie bei einem Tier kann man sich nie ganz sicher sein, was er als Nächstes tun wird. Für die Rolle des englischen Soldaten Danny in Simon Stephens' Stück „Motortown“ (Akademietheater, 2008) war Ofczarek eine Idealbesetzung. Aus dem Irakkrieg ist dieser Danny als psychisches Wrack und tickende Zeitbombe zurückgekommen. Von einer solchen Figur muss Gefahr ausgehen, sonst wirkt sie nicht. Bei Ofczarek wird's fast in jeder Rolle gefährlich.

„Er hat auf der Bühne so eine schöne Gewalttätigkeit“, schwärmt der Regisseur Frank Castorf. „Da herrscht immer ein bisschen Krieg, das ist Ausnahmezustand. Und ich glaube, wenn Theater nicht so sein soll wie Fernsehen, braucht man so Theaterpartisanen wie Ofczarek.“ Zweimal hat Ofczarek bisher mit dem für seine anarchistisch-spielwütigen Inszenierungen berühmten Berliner Regisseur gearbeitet.

1998, noch zu Claus Peymanns Zeiten, war er dabei, als Castorf am Burgtheater den wilden Nestroy-Abend „Krähwinkelfreiheit“ inszenierte. Und im Herbst 2011 spielte Ofczarek am Münchner Residenztheater die männliche Hauptrolle in Horváths Oktoberfeststück „Kasimir und Karoline“ – in einer vier Stunden langen Inszenierung, die den Schauspieler an seine Grenzen führte. „Zwischen Freiheit und luftleerem Raum war in dieser Aufführung nur ein schmaler Grat“, erinnert sich Ofczarek. „Da habe ich vor jeder Vorstellung Todesangst gehabt.“

Castorfs Inszenierung wurde gemischt aufgenommen, Ofczarek aber hat für die bisher härteste Rolle seiner Karriere den Gertrud-Eysoldt-Ring verliehen bekommen, einen der begehrtesten Schauspielpreise Deutschlands. Trotzdem hat er sein Münchner Gastengagement nach einer Spielzeit wieder beendet. Er habe den Stress des Pendelns unterschätzt. Vor allem aber habe er sich einfach nicht wohlfühlt. „Ich habe dort nicht hingepasst.“

Sein Verhältnis zu dem Regisseur und Residenztheater-Intendanten Martin Kušej ist seither gestört. Noch vor einem Jahr hatte Kušej bei der Verleihung des Eysoldt-Rings eine schöne Laudatio auf Ofczarek gehalten. Heute will er nichts mehr sagen. Nur so viel: „Niki weiß selber ganz genau, was er verbockt hat. Ich bin persönlich sehr enttäuscht über seinen unkollegialen Abgang.“ Ofczarek dazu: „Wenn man ein Problem mit mir hat, kann man mir das ins Gesicht

sagen. Alles andere ödet mich an.“

Hier scheint ein klärendes Gespräch unter Männern nötig. Das wäre schon deshalb zu wünschen, weil die Paarung Kušej/Ofczarek zu besseren Zeiten durchaus glücklich war. In Nestroys „Höllenangst“ (2006) hielt Ofczarek in der Rolle des paranoiden Proletariers Wendelin die Balance zwischen burleskem Witz und rabiatem Wahn. Wie er etwa in einer langen Eifersuchtsszene mit Caroline Peters (als Wendelins Braut Rosalie) alle paar Sekunden die Stimmung wechselte, war sehr komisch und ziemlich beunruhigend zugleich.

Und wie sich Ofczarek in Karl Schönherr's „Der Weibsteufel“ (2008) von Birgit Minichmayr in eine tödliche Dreiecksgeschichte ziehen ließ, war so aufregend und unterhaltsam anzusehen, dass Kušej's Inszenierung in München heute immer noch gespielt wird. Ofczarek's Rolle hat inzwischen allerdings Tobias Moretti übernommen.

Frank Castorf wollte Ofczarek vor Jahren schon einmal an die Volksbühne nach Berlin holen. Das scheiterte unter anderem daran, dass der Schauspieler nur als Gast kommen wollte. Auch der München-Abstecher war nicht von langer Dauer. Ist Nicholas Ofczarek am Ende einer jener Wiener, die schon in Purkersdorf Heimweh verspüren? Kommt er von Wien nicht los?

„Muss ich das?“, hält Ofczarek dagegen, um dann einzugestehen, sich das selbst auch immer wieder gefragt zu haben. Seine Sesshaftigkeit habe auch biografische Gründe. Seine Eltern waren Opernsänger und sind alle paar Jahre in eine andere Stadt gezogen. „Ich bin gebürtiger Wiener und war bis 15 nie in Wien! Mir ist das damals wahnsinnig auf den Keks gegangen, und ich wollte meiner Tochter eine andere Sicherheit geben.“

Davon abgesehen sei das Burgtheater ja auch nicht der schlechteste Arbeitsplatz. „Ich habe jetzt schon den dritten Direktor und mache die unterschiedlichsten Sachen mit den unterschiedlichsten Regisseuren. Die Gefahr wäre ja nur, dass man bequem oder angepasst wird. Und da mache ich mir, ehrlich gesagt, wenig Sorgen.“

Derzeit ist Ofczarek, Liliom noch nicht mitgerechnet, an Burg- und Akademietheater in fünf Rollen zu erleben. Er spielt den Strizzi Alfred in „Geschichten aus dem Wiener Wald“ und den Proleten Stanley Kowalski in „Endstation Sehnsucht“, den slicken Unterrichtsminister in „Professor Bernhardt“, den mit seinem Sherryglas verwachsenen Sir Toby in „Was ihr wollt“ und die Titelrolle in Tschechows „Onkel Wanja“.

Mit Horváth's „Geschichten aus dem Wiener Wald“ (Premiere: April 2010) wurde eine vermeintlich sichere Nummer vergeigt. Nach extrem krisenhaften Proben wurde Regisseur Stefan Bachmann kurz vor der Premiere abgezogen, zu retten aber war die Inszenierung nicht mehr wirklich.

„Wir spielen das ja immer noch, aber ganz kriegst du so einen Virus nicht mehr raus“, sagt Ofczarek. Woran es lag? Schwer zu sagen. „Es hat nichts mit der Qualität des Regisseurs Stefan Bachmann zu tun. Er ist mir sogar sympathisch! Aber irgendwie ging das nicht mit uns.“

Dass Matthias Hartmann ihn als Wanja besetzt hat, war für Ofczarek eine große Herausforderung. Zu Tschechow habe er nämlich bisher nie einen Zugang gefunden. „Alle schwärmen von Tschechow, mir war diese Welt immer fremd. Wenn man das liest, denkt man sich: Was redet ihr da alle? Wie kommt man überhaupt darauf? Ein sauschwerer Dichter.“

In Hartmanns Inszenierung, die den Komödienaspekt des Stücks stark forciert, ist Ofczarek der Störenfried. Den frustrierten Wanja spielt er nicht als renitentes Onkelchen, sondern als zutiefst verzweifelten, unangenehm aggressiven, vor Wut tobenden Mann. Wanjas verhasster Schwager Alexander bekommt es – zu Recht – mit der Angst zu tun.

Den Schwager spielt Gert Voss, und wahrscheinlich sind nur Schauspieler von solchem Kaliber dem Bühnenberserker Ofczarek überhaupt gewachsen. „Er lässt schnell mal einen Kollegen blass ausschauen neben sich“, sagt der bayrische Regisseur Christian Stückl, der in den letzten zehn Jahren den „Jedermann“ inszenierte.

„Das heißt nicht, dass er unkollegial wäre – er kann einfach nicht anders. Er rennt los und verlangt von allen anderen, dass sie mitrennen. Als Regisseur denkt man sich manchmal: Meine Aufgabe ist jetzt erst einmal, die anderen Schauspieler auf dieses Level zu bringen.“

Bei anderen Schauspielern, so Stückl, müsse man als Regisseur oft auch Motor sein. Bei Ofczarek nicht. „Den Motor hat der schon selber drinnen. Den muss man eher bremsen.“ Am liebsten hat Ofczarek den Jedermann übrigens bei 60 Grad in der Sonne gespielt. „Da bist du nach 20 Minuten wirklich völlig balla, du löst dich irgendwie auf. Das hatte was Archaisches, fast Griechisches.“

„Wenn er auf der Bühne ist, schafft er sich einfach Platz“, sagt Frank Castorf. „Er ist ein Aufwecker, ein Hingucker, ein Einnehmer. Und er hat eine bestimmte Form von Schamlosigkeit, die mir sehr gefällt.“

Nie würde Ofczarek den Bauch einziehen auf der Bühne. Umso verletzender ist es für ihn, wenn in Rezensionen über sein Übergewicht geschrieben wird. „Man kann mir doch nicht anlasten, dass ich einen Bauch habe! Das trifft mich schon persönlich. Als Mensch bin ich in einem ständigen Kampf mit meinem Körper. Ich hätte lieber keinen Bauch. Aber ich glaube, dass ich auf der Bühne bewusster mit meinem Körper umgehen kann als jemand mit einem Waschbrettbauch, auch sinnlicher. Der Waschbrettbauch macht noch keinen Körper.“

Man kann es aber auch positiv sehen: Wenn sein Bauch in Theaterrezensionen erwähnt wird, dann beweist das doch nur, dass Nicholas Ofczarek eben kein Schauspieler ist, der nur seinen Text aufsagt. Sein Körper spielt mit, man kann ihn auch als Kritiker nicht übersehen.

Ofczarek ist zwar eher Bauch- als Kopfschauspieler; gleichzeitig ist er aber auch ein perfekter Techniker, der genau weiß, wie er welche Wirkung erzielt. Also was jetzt? Bauch oder Kopf, Instinkt oder Intellekt? Er brauche in der Arbeit beides, die Ordnung und die Anarchie, antwortet er. Das klingt etwas kompliziert. „Ja, vielleicht ist es nicht einfach mit mir. Aber ich hab's ja selbst nicht einfach mit mir.“

Eitel oder gar gefällig spielt Ofczarek jedenfalls nicht. Er hat kein Problem damit, auf der Bühne unattraktiv, ungut oder unsympathisch zu wirken. Gerade das gefällt den Leuten an ihm, irgendwie ist er ja trotzdem ein Publikumsliebhaber geworden.

„Es läuft gut“, sagt er. „Ich kriege schöne Rollen, und es scheint einigen zu gefallen, was ich tue. Aber ich mache den Beruf ja nicht, um berühmt und beliebt zu sein.“ Sondern? „Weil ich nicht anders kann. Und weil ich spielen will.“